Geschichtsverein Altreetz und Umgebung e.V.
Beiträge zur Heimatgeschichte

Nr. 169: Zehn Sagen und Geschichten aus Altreetz.

Für die Herausgabe und Bearbeitung der im folgenden Beitrag zusammengetragenen Sagen und Geschichten aus Altreetz waren die folgenden Unterlagen als Quellen sehr nützlich:

Nr. 1: Sagen und Geschichten aus dem Bezirk Frankfurt (Oder),
Herausgeber: Frankfurt – Information und Bezirksmuseum Viadrina Frankfurt (Oder)
Erscheinungsjahr: unbekannt, geschätzt: 1980
„Der Fuchs lernt fliegen“. (Seite 3)
„Das Kind und die Schlange“. (Seite 4)

Nr. 2: Konrad Gründler: Freienwalder Sagen- und Geschichten – Büchlein
Herausgeber: Rat des Kreises Bad Freienwalde, Abteilung Kultur
Erscheinungsjahre: 1978 (Band 1), 1979 (Band 2), 1981 (Band 3)
„Der Backobstdieb im Mond“. (Seite 7)
„Die Kanzeltaube“. (Seite 9)

Nr. 3: Johannes Rubehn: Handschriftlicher Nachlaß für den Historischen Verein für Heimatkunde in Frankfurt / Oder, aufbewahrt im Stadtarchiv Frankfurt / Oder
Aufgeschrieben in den Jahren 1870 bis 1880 (geschätzt).
„Der Lumpenjäger“. (Seite 2)
„Der Kobold“. (Seite 6)
„Rotmützeken“. (Seite 5)
„Die Ungererdschken“. (Seite 8)

Nr. 4: Sammlungen in der Orts – Chronik von Altreetz,
angelegt in den Jahren 1970 bis zur Gegenwart,
aufbewahrt im Archiv des Geschichtsvereins Altreetz und Umgebung e.V.
„Mörder in Altreetz“ (Seite 10)
„Der Scherenschleifer ist da“ (Seite 11)

Beim Erarbeiten dieses Beitrages fiel dem Autor auf, dass es zu folgenden Gemeinden noch folgende Geschichten gibt:
Neureetz: „Banschen sin Schoop“, „Das Kälbchen“, „Hochwasser 1947“,
„Die Kuh des Kolonisten“ und „Der Nachtwächter Kruschke“.
Neurüdnitz: „Das Galgenhaus“ und „Der Kolonist Bruchmüller“
Neuküstrinchen: „Die Taschenuhr“
Zäckericker Loose: „Der Berliner Ochsenstall“
Altwriezen: „Der Spuk bei Altwriezen“
Beauregard: „Der Kobold von Beauregard“ und „Die Ohrfeige“
Altlewin: „Jedute“ und „Die Strafe zweier Betrüger“
Groß Neuendorf: „Das spukende Schiffermädchen“, „Holt über“, „Der Kobold“, „Das Kalb“ und „Der Wechseltaler“
Güstebieser Loose: „Jrotvadder“
Altbarnim: „Bestrafter Übermut“.

Der Lumpenjäger

In früheren Zeiten kamen oft Scharlatane ins Dorf,
die den Fischern allerhand Unfug erzählten
und mit der Naivität der Bewohner rechneten.
So kam auch öfter ein Mann nach Reetz, der alte Sachen
aufkaufte und deshalb Lumpenjäger genannt wurde.
In erster Linie freuten sich die Kinder, die ihren Spaß hatten,
wenn der Lumpenjäger ins Dorf kam, der konnte nämlich auch
schaurige Geschichten erzählen.
Zum Beispiel machte er den Kindern weiß, er verstehe es, das
Fieber bei einem Kranken so zu kurieren, dass es nie wieder
kommen könne. Man benötige dazu nur einen starken Glauben
und natürlich auch etwas Geld.
Nach seiner Aussage würde er den Kranken den Bauch
aufschneiden, die Mägen und Eingeweide herausnehmen und
sie im „Strom“ hinter dem Dorfe gründlich auswaschen.
Nach der Wäsche kämen die Eingeweide wieder an Ort und
Stelle und dann würde der Leib von ihm eigenhändig auch
wieder so fein zugenäht werden, dass keine Narben blieben.
Die Kinder staunten wahrlich nicht schlecht und kannten oft
auch gleich einen armen Menschen,
der unter dem Fieber immer zu leiden hatte und bereit war,
den geforderten Obulus zu zahlen.
Dafür bekam der Kranke dann eine Flüssigkeit zu trinken,
die ihn in eine längere Betäubung versetzte und nach
dem Erwachen für die Einbildung sorgte, an der
betreffenden Stelle gewesen und durch die geschilderte
Prozedur geheilt worden zu sein.
Die Stelle in der Nähe des Butterfelder Vorwerks,
wo die Wäsche immer vor sich gegangen, war,
konnten die Reetzer noch lange zeigen,
den Lumpenjäger gibt es schon lange nicht mehr.

Der Fuchs lernt fliegen

Einst hat der Fuchs auch wollen fliegen lernen.
Es hätte ihm doch gar zu schön gefallen,
so durch die Luft zu schweben
und sich die Welt von oben herab zu besehen.
Erst vor kurzer Zeit hatte er mit ansehen müssen,
wie ein Gänserich mit einer ganzen Tracht Gänse über ihn
hinwegflog und ihn dabei zum besten gehalten hatte.
Zuerst hat ihn keiner das Fliegen beibringen wollen.
Dann aber zeigte sich endlich der Knäppenär,
der Storch, dazu bereit, der hielt sich gerade in Reetz auf.
Er zeigte ihm ausführlich, wie er es machen müßte
und dann nahm er ihn mit hinauf in die Luft.
Ganz hoch oben läßt er ihn los,
denn nun sollte er alleine weiterfliegen.
Der Fuchs fällt aber wie ein Stein geradewegs hinab auf die
Erde und der Knäppenär schreit ihm immer zu:
„Bruder Fuchs, immer schräg, immer schräg!“
Aber das Lenken wollte nicht gelingen,
der Fuchs pardauzt gründlich auf die Erde.
Er kommt gerade mit dem Leben davon.
Auf die Frage des Storches,
wie ihm nun das Fliegen gefallen hätte, meinte der:
„Das Fliegen geht schon ganz gut,
aber das Setzen, das Setzen!“
Der Knäppenär flog wieder in den Süden
und der Fuchs hat es nicht wieder versuchen wollen.

Das Kind und die Schlange

Als noch das Oderbruch überall mit Wasserlachen und
Geträuchen aller Art angefüllt war,
gab es hier natürlich auch Schlangen.
Man hielt diese Tiere heilig und verehrte sie.
Später hörte diese Schlangenverehrung zwar auf,
allein, da die Schlangen keinen Schaden taten,
so wurde ihnen auch gerade nicht nachgestellt,
obwohl die Tiere ziemlich dreist geworden waren.
So erzählte man sich die folgende Geschichte:
Der ehemalige Besitzer des Metzdorfschen Hauses in Altreetz
ging mit seiner Frau seiner Beschäftigung nach,
und ein kleines Kind, das gewöhnlich noch schlief,
wenn sich die Eltern entfernten, blieb zu Hause zurück.
Man stellte ihm die Milchsuppe vor das Bett,
die das Kind nach dem Erwachen essen sollte.
Wollte nun das Kind seine Suppe essen,
so war regelmäßig bei dem Napfe eine Schlange gewesen
und hatte die Milch abgefressen.
Daher magerte das Kind mehr und mehr ab und gab bei
Befragen an, dass ein glattes Tier, das sich auf dem Bauche
winde, immer wieder erschienen wäre,
um die Milch aus dem Napf zu lecken.
Nun paßten die Eltern auf und siehe da:
hinter dem Ofen kommt eine wohlgenährte Schlange hervor.
Sie kriecht an den Napf und fängt an zu fressen.
Das Kind erwacht, nimmt den Löffel und schlägt mit den
Worten nach der Schlange:
„Käte, fit ock Bocken!“ (Kröte, friß auch Brocken!)
Die Eltern töten die Schlange,
doch bald darauf stirbt auch das Kind.
Die Leute in Altreetz sagten,
die Schlange hätte das Kind nach sich gezogen.

Rotmützeken

In dem uralten ehemaligen Fischerdorf Reetz
lebte einst ein Knecht,
der bei einem Fischer in Diensten stand und zu seinem
einfachen Kittel immer eine rote Mütze trug, weshalb er bei
Alt und Jung „Rotmützeken“ genannt wurde.
Das war ein sonderbarer Kauz, von dem es hieß,
er halte es mit Geistern und Gespenstern
und treibe mit ihnen des Sonntags,
wenn die Dorfleute in der Kirche waren,
auf den Heuböden allerlei Kurzweil.
An einem Sonntag nach Weihnachten war es wieder so, und es
entstand ein großes Lärmen und Toben zwischen dem
Fischerknecht und seinen unheimlichen Gästen.
Schließlich gab es einen furchtbaren Knall,
gerade in dem Augenblick,
als der Geistliche in der Kirche
seine Predigt beendet hatte.
Alle Häuser erzitterten und die Heubodentür
wurde auf den Hof hinausgeschleudert.
Oben aber an einem Balken
fand man „Rotmützeken“ erhängt vor.
Nach seinem Tode spukte er im Dorfe herum,
saß auf dem Kirchhofzaun
oder erschien den Hirten auf der Weide,
ganz dünn und klapprig, wie ein Skelett,
aber auf dem hohlen Schädel saß noch immer
die rote Mütze.
Die Leute sagten dann:
„Rotmützeken war wieder im Dorf.“

Der Kobold

Vor vielen Jahren lebte in Altreetz eine Witwe, von der allgemein die Rede ging, sie habe einen Kobold. Sie hatte stets viel Geld, verließ niemals die Wohnung, verrichtete alle ihre häuslichen Arbeiten selbst und gestattete niemanden den Eintritt in gewisse Zimmer. Dazu kam noch, daß die vom Felde heimkehrenden Dienstboten stets ihr Essen bereit fanden, ohne irgend eine Spur eines Feuers auf dem Herd zu bemerken. Gar häufig bestand, besonders mittags, das Essen in Backobst mit Klößen, dessen das Gesinde langsam überdrüssig wurde. Der Großknecht faßte daher den Entschluß, die Sache zu untersuchen. Zum Schein ging er mit den anderen Dienstboten aufs Feld, schlich sich aber wieder ins Haus zurück und versteckte sich im Ofen, dessen Feuerung nach der Küche mündete.
Lange hatte er vergebens auf irgendein Ereignis gewartet.
Da endlich, kurz vor 12 Uhr mittags, erschien die Hausfrau in der Küche, die er durch das Ofenloch mit gespannter Erwartung beobachtete.
Anstatt aber Feuer auf dem Herd anzumachen, beschrieb die Frau an der Schornsteinwand einen Kreis. Gleich darauf entstand ein Knistern, als wenn Feuer brannte, und der Lauscher wurde zu seinem Schrecken gewahr, dass sich die Wand kreisförmig öffnete und ein häßlicher Kopf mit feurig rollenden Augen zum Vorschein kam, der einem Kobold gehörte.
Die Frau Wirtin hielt dem Kopf die bekannte Mittagsschüssel vor und sagte:
„Matz, so kotz doch!“
Worauf der Angeredete diesmal erwiderte: „Mama, der kuckt!“
Da die Frau nichts Verdächtiges bemerkte, glaubte sie, ihr sauberer Gast sei eigensinnig, so drohte sie ihm also mit dem Finger.
Es folgte aber ein abermaliges Knistern. Der Kobold öffnete den Mund und spie das bewußte Backobst mit Klößen dampfend in die Schüssel.
Nach jeder neuen Mundöffnung aber sagte er immer wieder: „Mama, der kuckt!“
Als eine hinreichende Menge Speise in der Schüssel war, tischte die Witwe auf und das Gesinde erschien zum Essen, wodurch der Lauscher aus seiner mißlichen Lage befreit wurde.
Er verfiel sogleich in eine schwere Krankheit, in der er immer von einem Kobold phantasierte. Kaum genesen, verließ er seinen Dienst.
Das andere Gesinde, das das Abenteuer natürlich auch erfahren hatte, blieb ebenfalls nicht länger bei der Witwe und brachte sie so in Verruf, daß sie des Kobolds wegen keinen Arbeiter mehr bekam.
Der Acker trug Unkraut, und auf dem einst so belebten Hofe sah es wüst und öde aus.
Nur in dem Hause wollte man zuweilen ein rumorendes Geräusch vernommen haben, aber jeder beeilte sich, unter drei Kreuzen, an dem Gehöft vorüber zu kommen.
Ein ganzes Jahr war inzwischen vergangen und die Koboldgeschichte fast vergessen.
Da meldete in der Walpurgisnacht (vom 30. April zum 1. Mai) der Nachtwächter, am ganzen Leibe zitternd und mit verstörtem Blick beim Ortsschulzen, in dem verrufenen Hause sei ein furchtbarer Lärm gewesen.
Es habe darin gekreischt und geheult, Türen seien mit großer Kraft zugeworfen worden und Lichter haben sich hin und her bewegt. Dies habe eine Stunde gewährt, dann sei alles still geworden, und zum Schluss sei ein blauer Feuerstrahl aus dem Schornstein gefahren, der in den Wolken verschwunden sei.
Der Ortsrichter begab sich auf diese Anzeige hin mit dem Schöppen nach dem verrufenen Hause und fand Türen und Fensterladen verschlossen.
Als auf wiederholtes Pochen keine Antwort erfolgte, erbrach man die Tür.
Da fand man die Witwe mit zerrissenen Kleidern, aufgelöstem Haar und zerkratztem Gesicht mitten in einem Zimmer liegen, und als man sie berührte, war sie tot.

Der Backobstdieb im Mond

Vor mehr als hundert Jahren
gab es um Altreetz noch viele Obstgärten,
und hinter dem Dorf lagen die Backöfen,
in denen das Obst getrocknet wurde,
um es dann nach Wriezen oder Berlin zu verkaufen.
Die Öfen wurden immer mit einem Bund Erbsenstroh
zugestellt.
Das machten sich zwei Fischerknechte zu nutze.
Sie wollten Obst stehlen und zu Geld machen.
Aber der Mond schien sehr hell in dieser Nacht.
Da sagte der eine:
„Ach, der alte Mond wird uns schon nicht verraten.“
Darauf der andere:
„Ich will ihn mit dem Erbsenbund zuhalten,
dann sieht er nicht, wie wir das Obst aus dem Ofen holen.“
Kaum hatte er das gesagt, war er auch schon vor den Augen
seines Diebsgesellen verschwunden.
Vergeblich suchte er ihn überall.
Schließlich entdeckte er ihn auf dem Mond,
wo er noch immer das Erbsenbund in den Händen hielt.
Dort kann man ihn noch heute sehen.

Die Unnererdschken

Vor langer Zeit waren am Heiligen Abend die Bewohner des Montagschen Hauses
in Altreetz alle, wie gewöhnlich, zur Kirche gegangen.
Nur die Hausfrau lag mit ihrem soeben geborenen Säugling
zu Hause im weichen Himmelbett.
Da, zwischen Wachen und Träumen,
vernahm sie plötzlich summende und wispernde Geräusche im Zimmer.
Neugierig zog sie die Gardinen ihres Bettes etwas zurück
und entdeckte lauter kleine Gestalten,
die zwischen Ofen und Wand geschäftig hin und her liefen,
Stühle an den Tisch rückten, ihn mit zinnernen Tellern, Krügen und Löffeln deckten
und kupferne Schüsseln,
die bis zum Rand mit köstlich duftenden Gerichten gefüllt waren, auftrugen.
Sogleich kamen zwanzig bis dreißig Persönchen paarweise hinter dem Ofen hervor,
um offenbar einen Festschmaus zu feiern,
hielten einen Umzug durchs Zimmer,
setzten sich um den Tisch und begannen zu tafeln.
Obwohl keine Kerzen auf dem Tische standen, war das Zimmer hell erleuchtet,
so dass man jeden Gegenstand deutlich erkennen konnte.
Der Glanz schien vom Geschirr auf dem Tisch auszustrahlen.
Mit klopfendem Herzen sah die Wöchnerin dem seltsamen Treiben zu;
sie wusste ja, was die Leute von den Unterirdischen erzählten,
dass sie mit Vorliebe Säuglinge entführten.
Und nun begann das Kindchen auch noch zu schreien!
Die Unterirdischen horchten auf, berieten sich und fingen an, sich zu zanken.
Vermutlich ging es um das Kind,
das die einen der Mutter entführen, die anderen aber es ihr belassen wollten.
Nach langem Hin und Her beruhigten sie sich wieder und tafelten weiter.
Inzwischen war die kirchliche Feier im Dorf beendet
und die Kirchgänger hatten sich auf den Heimweg gemacht.
Da brachen die Zwerge ihr Fest ab,
räumten das Geschirr vom Tisch und packten alles zusammen.
Einige aber liefen zum Himmelbett und versuchten,
die Gardinen auseinander zu zerren und sich des Kindes zu bemächtigen.
Doch die Mutter hielt die Gardinen fest zusammen, so dass sie schließlich ablassen mussten.
Endlich waren alle Unterirdischen hinter dem Ofen verschwunden,
der Tisch war leer, nur ein paar Schüsseln hatten die Zwerge in der Eile vergessen.
Die hat die Familie noch lange Jahre aufbewahrt
und dann eine Ofentür daraus anfertigen lassen.
Vor dem Besuch der Unterirdischen war es im Montagschen Hause recht ärmlich zugegangen.
Jetzt aber kehrte Wohlhabenheit ein.
Die Leute meinten, sie hätten es den Zwergen zu verdanken.

Die Kanzeltaube

Als der alte Oderstrom noch unmittelbar an Altreetz vorüber floss,
konnten die Menschen das Bruch nur mit dem Boot befahren, es war ja noch nicht entwässert.
Auch der Prediger von Wriezen gelangte nur mit seinem Boot in die alten Fischerdörfer.
Das tat er alle sechs Wochen.
In der Zwischenzeit vertrat ihn der Schulmeister im Lesegottesdienst.
Die Reetzer Gemeindeglieder fühlten sich auf die Dauer vernachlässigt
und brachten ihren Unmut dadurch zum Ausdruck, dass sie sonntags auch dann nicht in der Kirche erschienen, wenn der Geistliche anwesend war.
Dieser Zustand war auch dm Wriezener Geistlichen nicht recht, hatte er doch immerhin
allerhand Schwierigkeiten und Unbilden
bei seinen Kahnfahrten in die Bruchdörfer zu überstehen.
Darum sann er auf Mittel,
wie er die Altreetzer wieder für den Gottesdienst gewinnen könne.
Ein Mittel schien auch bald gefunden.
Der Schulmeister musste der Gemeinde mitteilen,
der Prediger werde beim nächsten Besuch während des Gottesdienstes
den heiligen Geist in Gestalt einer Taube erscheinen lassen.
Hierzu bedurfte es aber einiger Vorbereitungen,
bei welchen der Schulmeister helfen musste.
Er sollte eine seiner Tauben dazu hergeben.
Seine Frau meinte zwar, ihre Tauben seien allerorts bei jedermann bekannt,
da sie sich wegen des schlechten Futters zu Hause
auf allen Äckern und Gehöften umhertrieben
und dort ihre Nahrung suchten.
Da schlug der Prediger vor, sie solle der Taube die schwarzen Federn ausrupfen,
dann würde sie auch niemand erkennen.
So geschah es dann auch.
Damit alles sicher ginge, brachte der Schulmeister das gerupfte Tier schon am Sonnabend
abends ganz spät auf den Kirchenboden und steckte es unter ein Sieb.
Am nächsten Morgen war die Gemeinde so zahlreich, wie kaum zuvor, versammelt,
denn jeder war neugierig auf das Wunder.
Nach dem Orgelspiel schlich sich der Schulmeister auf Strümpfen zum Kirchenboden,
wo sich in der Mitte der Decke eine runde Öffnung befand.
Von hier aus sollte das Wunder bewerkstelligt werden.
Der Prediger donnerte gerade mit starken Worten auf die andächtige Gemeinde
von der Kanzel herab und rügte ihren saumseligen Kirchenbesuch.
Bei den Worten:
„Oh heiliger Geist erscheine uns und bekehre die verirrte Herde!“
sollte der Schulmeister die Taube durch die Öffnung von der Decke herabschweben lassen.
Jetzt war es so weit, das Stichwort ertönte, der Schulmeister griff nach der Taube.
Aber, o Schreck, sie war tot. Ein Raubtier hatte sie während der Nacht erwürgt.
Noch einmal und zum dritten Mal rief der Prediger die verabredeten Worte.
Aber es erschien keine Taube.
Statt dessen steckte der verängstigte Schulmeister seinen Kopf durch die Deckenöffnung
und jammerte:
„De hat der Nilling jewürcht“ (Die hat der Iltis erwürgt)
Seit jener Zeit befindet sich in der Altreetzer Kirche oberhalb der Kanzel
eine weiße Taube.

Mörder in Altreetz

Am 7. Juli 1919 ging in Windeseile eine schreckliche Nachricht durch das Dorf:
„Man hat Hoffstedters Juste und die Witwe Regenberg umgebracht!“
Was war geschehen?
Die beiden Schwestern, 72 und 74 Jahre alt,
bewohnten ein kleines Arbeiterhaus neben der Schule.
Der Schwägerin von Lehrer Helwig, die in der Schule wohnte, war aufgefallen,
dass am späten Vormittag des 7. Juli die Hühner und Gänse noch in ihrem Stall waren.
Fräulein Kleist ging daraufhin in die Wohnung, um nachzusehen,
wie es den beiden alten Damen gehen würde.
Zu ihrem großen Schrecken fand sie beide tot in ihren Betten.
Auguste Hoffstedter war mit einer Leine erdrosselt,
die Witwe Regenberg mit einem Messer erstochen worden.
Die hinzugezogene Polizei ermittelte bald die Täter und den folgenden Tatbestand:
Zwei Männer aus Berlin waren in der schlechten Zeit nach dem Kriege über die Dörfer
gezogen, um Lebensmittel zu hamstern, das war durchaus üblich.
Wie sich herausstellte, hatten die beiden Männer die Frauen schon mehrmals aufgesucht.
Einer der Männer war wohl Maler,
denn er hatte den Frauen versprochen, Farbe zu besorgen.
Bei den wahrscheinlich häufigen Besuchen war den Männern allerhand aufgefallen und
besonders hatte es ihnen wohl die Leinenwäsche angetan.
Die hatten die beiden Männer in der Mordnacht nämlich mitgenommen
und die wurde ihnen auch zum Verhängnis.
Als sie die Wäsche auf einem Markt in Berlin anbieten wollten, fiel sie sofort auf
und da die Wäsche mit Monogrammen der beiden Ermordeten versehen waren,
konnten die Anbieter als Täter identifiziert werden.
Wie sich aus den Vernehmungen ergab, hatte sich einer der beiden Täter am 6. Juli
unbemerkt einschließen lassen und sich unter dem Bett versteckt gehalten.
In der Nacht hatte er seinen Komplizen einlassen können
und so konnten sie beide diese grausigen Taten begehen.
Mehr ist nicht bekannt geworden,
über das Urteil nicht und auch nichts über die Höhe der ausgesprochenen Strafen.
Allerdings kam noch heraus,
dass die beiden Berliner nach der Tat sogar noch einmal in Altreetz waren,
da hatten sie die Räucherkammer beim Bauern Drenske ausgeräumt.
Dazu hatten sie sich vom Nachbargrundstück, das auch dem Bauern Drenske gehörte,
eine Leiter geholt und an das Giebelfenster angelegt,
um unbemerkt auf den Boden gelangen zu können.
Die geraubten Waren versteckten sie anschließend in einem Gebüsch bei Neugaul,
um bei Kontrollen nicht aufzufallen.
Die Waren konnten aber vor dem Abholen entdeckt und sicher gestellt werden.

Der Scherenschleifer ist da.

Vor mehr als hundert Jahren gab es in unseren Bauerndörfern immer einmal auch den Tag, an dem die Leute sich von Haus zu Haus zuriefen: „Hä is all wedder doa!“
Gemeint war der Scherenschleifer Friede Krautwurst, der mit seinem Weib Dorette hinter seinem Schleifkarren ins Dorf gezogen kam.
Mit einer klirrenden Kuhglocke machten sie auf sich aufmerksam und dann sangen beide recht laut, dennoch zweistimmig:

„Wi warten beede vör de Deer,
nu koamt man rut un brengt wat her!“

Nun suchte jeder in seinem Hause, fand und brachte zusammen, was über den funkenspritzenden Wirbel des Schleifsteins gezogen werden sollte. Das waren Messer, auf deren Schneiden man hätte nach Jericho reiten können, vor allen Dingen aber Scheren, deren beleidigte Schneiden mit Bergen und Tälern versehen waren.
Friede betrachtete alles geduldig, trieb seinen Schleifstein an und sang das Schleiflied:

„Wi karr´n de halwe Welt rümher,
von Dörp to Dörp, von Döer to Döer
un schliepen Metz un Scheer.
Un wenn´t von Blech ook noch so stump,
wie help´n em wedder ut´n Sump –
wi schliepen wedder all´ns torecht:
wi schliepen, wi schliepen.“

Das Austragen der fertigen Ware war Dorettes Teil. Angetan mit einem alten Wettermantel, der ihr schon mehr als 30 Jahre treu geblieben war und auf dem Kopfe einen alten Strohhut, war sie unermüdlich unterwegs, stets ein Getöse und Gegacker ausgebrüteter Weisheiten verbreitend. Mit unglaublicher Schnelligkeit wurden Neuigkeiten oder Wetterberichte abgerollt, um dann die geringen Schleifgroschen in der kunstvoll gehöhlten Hand verschwinden zu lassen. Gern wurde es gesehen, wenn für gute Arbeit Eier oder gar Wurst und Speck gereicht wurden, alles wurde mit guten Segenswünschen gern und lauthals entgegengenommen.
Friedes Meisterschaft wurde bekräftigt, wenn ein Rasiermesser zu schleifen war. Er nahm das Messer behutsam wie ein zartes Veilchen in die Hand und hielt die Schneide mit größter Andacht über dem schwirrenden Stein. Bei dieser Arbeit wurde nicht gesungen, diese Arbeit war Schöpfung und Weihe zugleich.
Dorette hatte die erstaunliche Gabe, herauszufinden, wo im Dorf am besten zu Mittag gekocht wurde. Wie ein witterndes Kätzlein strich sie um die Bauernküchen und wog die Essensdüfte gegeneinander ab. Wenn sie dann einem verführerischen Weißkohlduft erlegen war, wurde die Bauersfrau mit einem Schwall von Loben und Lärmen und Neuigkeiten derart übersponnen, bis endlich eine Einladung erfolgte.
War das ersehnte Ziel erreicht, rief Dorette sogleich hinaus: „Friede, kumm rin zum Eeten!“ Friede kam dann, Kohl war ihm immer recht. So gingen sie auch sogleich ins Geschirr und Dorette bediente ihren Friede selbstbewußt und ohne große Rücksicht auf den Gastgeber, bis der sehr betont sagte: „Nu isset aber joat, nu hiere up!“ Noch rasch einen allerletzten Löffel von der Kohlköstlichkeit und mit einem wehen Scheideblick legte dann auch Dorette den Löffel hin. Wuchtig rankten sich dann die beiden an der Tischkante hoch, Dorette lieferte noch einen Schwall an Dankesworten und Segenswünschen an die Bauersfrau, ehe wieder die klirrende Kuhglocke und die beiden Stimmen ankündigten:

„Der Scherenschleifer ist da!“

(Nach einem Aufsatz von Gustav Schüler aus dem Jahre 1939)

Der alte Nachtwächter Kruschke.

(Gekürzter und überarbeiteter Beitrag von Gustav Schüler)

Der alte Nachtwächter Christian Kruschke blies in Neu - Reetz früher alljährlich die Christnacht ein. Mit einer großen Andacht handhabte er immer ein altes Feuertutehorn, als müsste er die Hirten von Bethlehems Fluren herbeiblasen. Mit einem feierlich aufgestülpten Blasebalg seines Mundes entlockte er dem alten Gerät taumelnde und schreckensbleiche Töne, wie aus einer kleinen Kanone der Andacht. Wenn man ihn schüchtern nach der Herkunft des verkrusteten Blasegerätes fragte, so meinte er nur, er hätte es gefunden und es solle dereinst auch mit in sein Grab gegeben werden, damit er den jüngsten Tag einblasen könne.
So zog er also in der Winternacht blasend von Haus zu Haus und dabei war auch immer seine Frau, denn am Weihnachtsheiligabend wurde der Weihnachtskuchen eingeholt. Dieser Kuchen war der überzuckerte nachtwächterliche Besoldungsteil, der den Bauern aus den widerwilligen Fäusten gerissen werden sollte. Die einrädrige Karre war schon wochenlang vorbereitet worden, denn sie musste zum Erbarmen quietschen.
„Nachtwächtersch Mutter“, wie sie im Dorf genannt wurde, war ein wirtschaftlich vorausschauendes Genie: Sie wusste aus Erfahrung, dass eine ungeschmierte Karre eher Fett oder Speck aus den bäuerlichen Vorratskammern hervorklagen konnte.
Wenn die Leute riefen: „Nachtwächtersch Mutter, de Karre schriet jo wedder so siehre, jie hebben woll wedder dett Schmeergeld versoapen?“ , dann war es die Zeit und die Stelle, wo sie einsetzen musste. Mit der linken Hand, die rechte musste sie zum Hinlangen frei behalten, führte sie den linken Zipfel der druckleinernen, frisch gewaschenen Schürze zu den wohl abgerichteten Augen, die heute ganze Meere von Tränen hervorbringen mussten und klagte über das gefallene Schwein, über die ewig kränkelnde, milchverweigernde Ziege und über die ständig weglegenden Hühner. Zuletzt auch über ihren Christian, über die zunehmende Gottlosigkeit und über ihren leichten Bruder in Amerika, von dem nichts Klingendes eintreffen wollte. Das alles mengte sie in einem erhitztem Schwall durcheinander.
Es war, als ob sie auf sechs Würfel je sechsseitig die sechs Geschichten aufgeschrieben hätte: Die vom Schwein, von der Ziege, von den Hühnern, vom Christian, von der Gottlosigkeit und vom Amerikaner. Den fortwährend geschüttelten Würfelbecher warf sie vor jedem Hause um und las dann bunt durcheinander ab, was auf der Oberseite der Würfel verzeichnet stand. Manchmal legten die Hühner nach Amerika weg und der brüderliche Amerikaner war in das abgängig gewordene Schwein gefahren oder der gottlos gewordene Christian musste die Seelenseufzer über die hoffnungslose Ziege auf sich beziehen.
Und das alles war begleitet vom Geschnaufe der höchsten inneren Pein und wie aus einer Gießkanne mit Tränen begossen. Das Ergebnis dieser gemütvollen Vorstöße war stets, dass Fettwaren verabfolgt wurden. Dann aber ließ sie mit einem Ruck die Schleusentüre herunter. Bei Häusern, wo die winterliche Einschlachtung aussichtsloser gehandhabt worden war, verkürzte sie das Vorüberwandeln und beschränkte ihre Tränentraufe auf einige flüchtige Ergießungen.
Christian schob nur die quietschende Karre, tutete und nahm den gesetzmäßigen Kuchen und sonstige Erträge an sich. Die freien Gaben wurden hastig in ein eigenes Behältnis gesperrt, damit kein neuer Geberwille sich an dem schon gewonnenen Vorrat abstumpfen ließe.
Soweit der Höhepunkt des Jahres für einen treuen Nachtwächter, der sonst über das ganze Jahr treu sorgend in den Nächten im langen Dorf Wache hielt und das alte Feuerhorn bei sich hielt, um in größter Not mit äußerster Kraft darauf Alarm zu schlagen.
In den letzten Jahren war seine Zunge zum Blasen zügelloser geworden, die Zeit hatte seine Zähne lose geklopft und entbehrlich gemacht, Freund Hein nahm ihn endlich hin, wegen der Totengräberschaft war er ihm immer nahe gewesen.
Nach seinem Willen wurde ihm das alte Horn zum großen Wecken beigegeben.